

heuren Kosten verbunden ist. Vor allem in Amerika entwickelt man immer bessere Methoden der Bohrung und des Erdöltransports. Neuestens untersucht man auch den Grund der Seen und Meere. Man hat dazu Schiffe von 58 m Länge, 16,50 m Breite und 3,65 m Tiefgang gebaut und auf ihnen 46 m hohe Bohrtürme errichtet, die bis zu 7000 m bohren können. Die Bohrtürme sind mit 5 achtzylindrigen Dieselmotoren ausgerüstet, die zusammen 3350 PS entwickeln können.

Verbesserte Bohrmethoden gestatteten es, 1953 eine Tiefe von 6250 m zu erreichen. (Die tiefste Bohrung Deutschlands befand sich vor dem Krieg in Oberschlesien bei Czuchow mit 2239,72 m.) Neuestens bohrt man mit Hilfe von Preßluft und Gas bei einem Druck von 14 kg/cm<sup>2</sup>. So konnte man in Texas in 31 Stunden 168 m bohren.

Der Transport des Öls über Land geschieht heute meistens in sogenannten „Pipe-lines“, die einen Durchmesser von 1,80 bis 9,15 m aufweisen. In den letzten drei Jahren baute man in den USA 37000 km solcher Linien, von denen die bedeutendste einen Durchmesser von 9,45 m hat. Diese Linien sind vor allem durch die klimatischen Verhältnisse gefährdet. Die Überwachung geschieht durch niedrigfliegende Flugzeuge, von denen aus Photographien der verdächtigen Stellen gemacht werden. Um die Rohre gegen die äußere Verrostung zu schützen, überzieht man sie meist durch ein Gewebe von Abfallprodukten aus Petroleum oder Kohle. Unter Wasser werden sie zunächst mit Spezialemail überzogen, über das dann ein besonders fester Beton gelegt wird. Innen werden sie meistens mit Plastik verkleidet. In jüngster Zeit ist man dazu übergegangen, Röhren aus Plastik zu verwenden. Ihr Vorteil ist beträchtlich. Sie sind leichter zu transportieren, leichter zu verlegen, leichter dem Gelände anzupassen und überdies weniger den klimatischen Einflüssen ausgesetzt. Allerdings sind sie noch verhältnismäßig teuer. Die Leitungen werden von einem Punkt aus kontrolliert. Die modernsten Apparate erlauben es, von dort aus einzelne Pumpstationen sofort stillzulegen, wenn irgendwo ein Defekt eintritt. (*Revue des questions scientifiques, April 1955.*)

## Umschau

### Der Ursprung des Christentums in Indien

Im 107. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria Laach“ (1912) hat Pater Joseph Dahlmann S. J. über die Thomas-Legende und die ältesten historischen Beziehungen des Christentums zum Fernen Osten im Lichte der indischen Altertumskunde gehandelt mit dem Ergebnis, daß die indische Kirche apostolischen Ursprungs ist. Dahlmann hat damals viele Widersacher gefunden (vor allem Richard Garbe, dessen 1914 erschienenes Buch „Indien und das Christentum“ die Thomas-Legende als „erdictet“ hinstellte), obwohl die Kirche von jeher den heiligen Thomas als den Apostel Indiens anerkannt hatte und

die Kirche in Indien bis in die ersten Jahre des christlichen Zeitalters zurückverfolgt werden kann.

Es gibt zwei historische Beweise: In den Acta S. Thomae apostoli, deren syrischer Urtext in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts verfaßt worden ist, wird von einem Besuch des heiligen Thomas am Hofe eines Königs namens Gondopharis (Gundaphorus) berichtet. Ausgrabungen um Taxila (Nordindien) haben inzwischen die Geschichtlichkeit dieses Königs bewiesen, der einer parthischen Dynastie angehörte und im ersten Jahrhundert n. Chr. im Pandschab regierte. Die Tradition der südindischen Thomaschristen — der Apostel Thomas sei im Jahre 52 von der Insel Sokotra im arabischen Meer nach Malabar ge-



kommen — hat ebenfalls in den letzten Jahren in Gelehrtenkreisen Glauben gefunden, hingegen stellt die Geschichte des Martyrertums des Heiligen den Historikern noch schwierige Aufgaben. Die Thomaschristen verlegen den Ort seines Martyriums nach Mailapur bei Madras, die kirchliche Tradition nimmt an, daß die Gebeine aus Indien nach Edessa gebracht und im Jahre 394 aus einer älteren kleineren Kirche in eine große Basilika übergeführt worden sind.

Inzwischen ist in London ein Werk erschienen, das sich eingehend mit dem Ursprung des Christentums in Indien befaßt.<sup>1</sup> Sein Verfasser, P. Thomas, gehört einer thomaschristlichen Familie an, deren Vorfahr vom Apostel getauft wurde und die seit Jahrhunderten überzeugt ist, der heilige Thomas sei vor neunzehnhundert Jahren in Cranganore, einem Ort in der Nähe von Cochín an Land gegangen. Thomas, der das Werden der Kirche Christi auf indischem Boden bis hin zur Gegenwart unter Verwertung vor allem der einheimischen Quellen liebevoll aufzeichnet, berichtet eingangs ganz ausführlich über das Wirken des Apostels und das allmähliche Gedeihen der jungen Saat. In den früheren Jahrhunderten bestand ein enger Zusammenhang zwischen der Kirche von Malabar und der Kirche in Persien. Später, als die persische Kirche aufgehört hatte zu existieren, wurde mit der syrischen Kirche Fühlung aufgenommen, wovon auch die Thomaschristen ihre allgemeine Bezeichnung „syrische“ ableiten. Obwohl gelegentlich Besucher aus anderen Teilen der Christenheit nach Südindien kamen, und hin und wieder auch persische und arabische Christen nach Malabar auswanderten, bildete doch die Gemeinde des heiligen Thomas im großen und ganzen

eine abgesonderte Enklave des Christentums und wurde im Laufe der Zeit so etwas wie eine Kaste des hinduistischen Sozialsystems.

P. Thomas berichtet von diesen Besuchen, von den Franziskanern und Dominikanern, die im Entdeckungszeitalter predigten und taufte, von den „verständlichen“ Auseinandersetzungen mit dem einheimischen Klerus und dem stets aus Syrien kommenden Bischof, dann vor allem vom heiligen Franz Xaver (siehe James Brodrick, *Abenteurer Gottes*, Stuttgart 1954) und den in seinen Fußstapfen arbeitenden Patres der Gesellschaft Jesu, die zumeist im Bunde mit den einheimischen Fürsten an den verschiedensten Punkten des Subkontinents Missionen und Kirchen errichteten, von dem synkretistischen Hang des Großmoguls Akbar und von der sogenannten Akkomodationspraxis Pater Robert de Nobilis S. J., der als indischer Asket auftrat, die Kastenunterschiede wahrte und das Evangelium als fünften Veda verkündete. Das Buch von Thomas ist in diesem Kapitel so etwas wie eine späte Rechtfertigung dieses klugen Paters, dessen Prinzipien von der modernen Missionswissenschaft weitgehend anerkannt werden. Im 17. und 18. Jahrhundert setzten die katholischen Missionare Nobilis Arbeit und Methode in den verschiedenen indischen Fürstentümern mit wechselnden Ergebnissen fort, bis das Vordringen der protestantischen Holländer und Engländer einen kirchlichen Niedergang herbeiführte, der erst im 19. Jahrhundert von einer neuen Missionsfreudigkeit abgelöst werden sollte. Ein schwerer Schlag traf die indischen Christen durch Aufhebung und Vertreibung der Gesellschaft Jesu (1760), die nur dürftig durch einheimische Weltpriester ersetzt wurde.

Auch die jüngere und jüngste Zeit wird von P. Thomas ausführlich behandelt. Carey und Duff, der dänische Missionar Ziegenbalg werden erwähnt, ferner die in gewisser Hinsicht stark den Hindubräuchen angeglichenen Sitten der Thomaschristen und die jahrelangen

<sup>1</sup> P. Thomas, *Christians and Christianity in India and Pakistan. A general Survey of the Progress of Christianity in India from Apostolic Times to the present day.* (260 S., 10 Abb.) London 1954, George Allan and Unwin Ltd. DM 11,—.



Auseinandersetzungen der einheimischen Bischöfe mit Rom, die mit der Errichtung einer eigenen Hierarchie und im Jahre 1952 mit der Ernennung eines Inders zum Kardinal ihr glückliches Ende fanden.

Heute werden in Indien etwa sechs Millionen Christen gezählt, die sich der sozialen und kulturellen Struktur Indiens ohne Mühe und Konflikte eingegliedert haben. Zwei Millionen von ihnen bezeichnen sich als Nachkommen der ersten Christen, die einen von ihnen sind römisch-katholisch, die anderen betrachten den Patriarchen von Antiochia als ihr Oberhaupt, nur wenige gehören einer autonomen Kirche an. Auch die Protestanten Indiens bilden heute eine eigene, von den europäischen Landeskirchen unabhängige Kirche.

P. Thomas' Buch verdiente übersetzt zu werden. Der Theologe und Historiker findet hier in straffer Form alles, was wert ist von der Kirche Indiens und ihrer Geschichte gewußt zu werden.

Wilfried Nölle

## Rom und Byzanz

Schon allein die Tatsache, daß die Ewige Stadt am Tiber durch Konstantin den Großen zugunsten der neuen Kaiserstadt am goldenen Horn entthront wurde — es geschah im Jahre 324 —, war für Rom und den lateinischen Westen demütigend und schuf Gegensätze. Dazu kamen die von alters her wohlbekannten und trotz einem gewissen gemeinsamen Kulturbewußtsein nie abgestorbenen Unterschiede römisch-westlicher und griechisch-östlicher Geistesart.

Die in den griechischen Kernkreis verlegte Hauptstadt wurde langsam vom hellenistischen Griechentum aufgesogen: eine späte Rache für Roms weltweite Eroberungskriege. Auch im christlich gewordenen Imperium waren Spannungen zwischen Ost und West, Griechen und Römern spürbar, und sie steigerten sich, je mehr die Herrscher am Bosporus nach spätrömischer, helleni-

stischer und orientalischer Herrschersitte in den Bereich des Religiösen hereinregierten und je mehr Irrlehren in der östlichen Reichshälfte die christliche Substanz und Einheit bedrohten.

Die Frage ist nun: kann man die Gegensätze auf die Formel bringen: „Eine mediterrane, ‚römische‘ heile Welt ringt sich hier in ihrem realistischen Humanismus und in starker gemeinschaftsbezogener Nüchternheit los aus den verzehrenden Wirbeln östlicher Weltverneinung, anarchischer Individualität, eines hybriden Geisteshochmutes?“<sup>1</sup> An anderer Stelle sagt Friedrich Heer: „Der griechische Geist ertrug die Gottheit des historischen Christus nicht: also unterwarfen Origenes, den Eusebios in einer Apologie lebhaft verteidigt, und Arius, als dessen Anhänger Eusebios auf dem Konzil von Antiochien abgeurteilt wird, Christus der einen Vatergottheit, welche von der Autorität der spätrömischen Kaiser als wichtigste Stütze ihrer Kämpfe um die Reichseinheit benötigt wird. Hier begegnen sich also, wie so oft in der Geschichte, die politische Forderung der Machttträger und eine tief wurzelnde geistige Grundhaltung eines großen Kulturkreises.“<sup>2</sup>

Griechische Geistesart und das Gesetz der Staatsklugheit wären einander demnach entgegengekommen. Man wird diese Frage nur klären können, wenn man die Träger, die Verfechter und den Wirkraum der östlichen Häresien genauer ins Auge faßt. Zunächst scheint rein formal bereits die monophysitische Irrlehre und ihre Ableger, der Monotheletismus, obiger Auslegung des griechischen Geistes nicht ganz zu entsprechen. Sieht man genauer zu, so erkennt man allerdings, daß alle christologischen Irrtümer des Orients, jene der Arianer sowohl als auch der Nestorianer und Monophysiten das eine gemeinsam haben, daß sie die Menschwerdung Gottes nicht ernst nehmen. Hier mag ein Erbteil der griechischen

<sup>1</sup> Friedrich Heer, *Europäische Geistesgeschichte*, Stuttg. 1953 (Kohlhammer), S. 27.

<sup>2</sup> Friedrich Heer, a.a.O. S. 21.